

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 75.

Mittwoch, 30. März

1927.

Die lustigen Leute auf Unverzagt.

(24. Fortsetzung.)

Roman von E. Fischer-Marlgraff.

(Nachdruck verboten.)

Herr von Massenbach hatte seine Hand aus der des Jüngeren gelöst. Einen Augenblick stand er noch, unschlüssig grübelnd, zwischen den Seinen. Er hatte das Taschentuch gezogen und puchte damit erregt an dem kleinen Näschen.

Dann wandte er sich entschlossen und verließ, ohne ein weiteres Wort den Saal.

Man hörte ihn den großen, hallenartigen Flur durchqueren und schweren Ganges die Treppe zum oberen Stockwerk nehmen.

Die Hausfrau hatte ihre Arbeit vor sich auf das Tischchen gelegt und die stattliche Gestalt hochaufrichtend, stand sie jetzt vor dem jungen Paar: „Ich kann mir denken, wohin er geht,“ sagte sie bedeutungsvoll.

Der Offizier hatte müde den Kopf gehoben, er vergaß sich zu erheben, nun die Dame des Hauses stand, er vergaß alles, alles seinem großen Jugendleid, den toten, zertrümmerten Lebenshoffnungen gegenüber. „Nun?“

Auch Traute blickte auf. Wie ein zager, leiser Hoffnungsstimmer glimmte es in den veilschwarzen Augen:

„Ich weiß es, er geht zu Tante Thilde.“ Sie öffnete die farblosen Lippen kaum, als sie es sprach.

Mit scharfem Ruck war ihr Verlobter in die Höhe gefahren.

„Für uns zu betteln?“ Der ganze Stolz des Mannes, der seine Existenz nicht auf die Güte Fremder aufbauen möchte, bäumte sich in den wenigen Worten.

Frau von Massenbachs heller Blick ruhte, wie prüfend, auf seinem erregten Gesicht, über das es wie Flammenglut hinschlug: „Wissen Sie etwas anderes, lieber Knud, oder wollen Sie lieber warten?“

Er war in die Höhe geschneelt und stand jetzt, schlank aufgerichtet, neben ihr: „Warten? Worauf? Bis wir alt und grau und hoffnungslos sind?“

Er lachte wieder vor sich hin, leiser als vorher, aber gerade in diesem abgedämpften Klang lag etwas, das der Älteren Herz schmerzhaft umwendete.

„Nun, sehen Sie. — Ich komme, Minna.“ Die Hausfrau wandte sich der Köchin zu, die von draußen her ins Fenster blickte. „Gnädige Frau, die Händlerin, die die jungen Puten kaufen will, ist da.“

„Es ist kein leichter Gang, den mein Mann jetzt tut,“ wandte sie sich ernsthaft an den jungen Mann, der jetzt doch etwas betreten zu ihr herunterblickte, „wenn er es tut, tut er es für euch. Sonst hätte er sich wohl lieber die Zunge abgebißen. An einen Erfolg glaube ich, für meinen Teil, allerdings nicht,“ sagte sie mit sinkender Stimme hinzu, und ein schwerer Blick streifte das freibleiche Gesicht des jungen Mädchens, dessen schneeweiße Lippen krampfhaft ein Lächeln zu erzwingen suchten.

„Kopf hoch, Knud!“ sagte sie, die zierliche Gestalt an sich ziehend, und lästete mütterlich lieb und herzlich die flare Stirn.

Und sie nickte dem jungen Manne zu, der sich still über ihre Hand beugte, „in zehn Minuten bin ich wieder da.“

Sie sahen die stattliche Gestalt der Hausfrau, über die Terrasse hin, dem Wirtschaftshof zuschreiten — und schwiegen, wie der Schweigt, für den eine kurze Spanne Zeit über Gegenwart und Zukunft entscheiden soll. —

Knud hatte sich wieder in den Beinhessel geworfen, den Kopf in trübem, grübelndem Sinnen in die aufgestemmt Hand gestützt.

Da blickte er auf und sah die Augen der Braut, wie in Leid vergehend, auf sich gerichtet. Und plötzlich hatte er die Arme gegen sie gebreitet: „Mein Lieb, Traute, mein Lieb!“

Mit einem Laut, halb Lachen, halb wie ein bitteres, verzweifelter Schluchzen, hatte sie sich vor seinem Sitz auf die Knie geworfen. Sie ergriff seine Hände und drückte sie auf die überströmenden Augen, sie legte die Stirn auf seine Knie, die ganz zierliche Gestalt bebte in krampfhaftem, erschüttertem Weinen.

„Ich will dich ja nicht halten, Knud, ich geb' dich ja frei. Lieber, als daß du unglücklich wirst. . .“

„Mädel!“ Durch die zusammengepreßten Zähne hatte er es hervorgestoßen, und nun riß er die schlankte Gestalt auf seine Knie, seine Hände vergruben sich in ihr lockiges Haar, den feinen Kopf bettete er an seine Brust und hielt ihn dort mit zäher Gewalt. —

„Mädel, wenn ich nicht wüßte, wie lieb du mich hast. Ich würde denken, du hättest die wundeste Stelle an mir herausgefunden, um . . .“

Sie war ganz still geworden.

Scheu zusammengeschniegt, wie ein verschüchtertes Vögelchen, so lag sie in seinem Arm, und da hörte sie ein stammelndes Flüstern an ihrem Ohr und sah aufblickend in seine Augen, in denen ein heißes, irres Glatern war.

„Mein Mädchen — hörst du mich. Ja, wenn ich hätte hinauskommen können — fürs Vaterland. Aber so, so. — Du gehst mit mir, nicht wahr? Wenn der Gang deines Dufels erfolglos ist — ich schreibe dir — du kommst zur Station, nach Vornrode. Ich erwarte dich da — und dann — der See, er ist tief, niemand wird uns dort finden. Und dann schlafen wir Arm in Arm, Seite an Seite. — Ich habe so viel gerungen, so viel mit mir gekämpft. Traute, ich gehe jetzt. Gib mir morgen Nachricht. Ich erwarte dich dann . . .“

Das junge Mädchen erwiderte nichts.

Sie fühlte, halb wie im Traum, seinen Atem über ihre Wange hinweg, fühlte die heißen, zuckenden Finger in ihrer Hand, um ihre Hüfte sich pressen, und mit seltsam erschauern dachte sie, wie köstlich es sein würde, Seite an Seite mit ihm, dort unten den Tod zu suchen, den sie sich wie ein sacht, müßloses Entschlummern dachte. Dem Leben zu entfliehen, diesem harten, grausamen Leben, an dessen Eden und Ranten sie sich wund stieß.

Wie ein überirdisches, verklärtes Lächeln lag es auf ihrem blassen Gesichtchen, jenes Lächeln, wie die es haben, die für die Spanne einer Sekunde in Zeit und Ewigkeit hineinschauen, und die da glauben, den Tod überwunden zu haben. —

Mechtild von Massenbach hatte eine unruhige Nacht und einen wenig behaglichen Tag hinter sich.

Sie konnte es nicht leugnen, daß ihr Zusammenhang mit der Familie des Bruders ein gleichsam lose in den Gurten hängender blieb.

Aus der einen Woche, die sie sich für den Besuch in der Heimat vorgesetzt, waren bereits sieben geworden.

Ihre alte Kathrine, der sie, zum erstenmal seit langen Jahren gestattet hatte, die Thronen zu besuchen, die weit hinten im Pünkeburgschen wohnten, war nicht unbedenklich an einer Lungenentzündung erkrankt und die Rückkehr dadurch ins Blaue hinein verschoben worden. Und so war ihre Herrin gezwungen, da zu bleiben, wo sie sich beständig von widerstreitendsten Gefühlen hin und hergerissen fühlte, gegen deren andrängende Gewalt sie kein anderes Mittel wusste, als sich in immer schärferem Maße mit der Unnahbarkeit ihrer aristokratischen Anschauungen zu umgärten. Und überall, wohin sie sich auch wenden mochte, begegnete ihr dieser — Lehrer.

Jedesmal, wenn ihre Gedanken, wenn auch heftig von ihr bestritten und verleugnet, zu ihm übersprangen, machte sie, wie um sich selbst eine Schranke aufzurichten, einen langen Halt vor diesem Wort.

Ein — Lehrer, der ihrem Kesseln Latein und Mathematik beibrachte und — fortgeschickt werden konnte, sobald es seinem Brotherrn beliebte.

Und doch, er stand an ihrem Wege, sie fühlte ihn, auch wenn er nicht zugegen war, er hatte eine Macht über sie gewonnen, wie nie jemand zuvor, es gab Berührungspunkte zwischen ihnen, ihnen allein, die sie mit aller Kraft ihrer aristokratischen Grundsätze nicht fortzustreken vermochte.

Das löste heiße, verzweifelte Kämpfe in ihrem Innern aus, deren sie sich bitter schämte und heiß aufwallte, wie auch eben wieder, die Sehnsucht in ihr nach dem engbegrenzten Frieden ihres Berliner Heims.

Hier geschah es ihr täglich, daß sich etwas ereignete, das an dem eisernen Gürtel rührte, in den sie sich freiwillig geschnürt hatte und es klopfte mit leisem, scheuem Finger, oft auch laut und fordernd an ihr Herz, das doch einsam bleiben wollte.

Wenn Trautes reines Kindergezicht sich an sie schmiegte, die holbe Stimme „mein gutes Tanchen“ flüsterte, wenn Susanne in freundlich zutunlicher Weise bei ihr vorsprach, um ihr irgend einen kleinen, gewünschten oder nicht gewünschten Dienst zu erweisen, die stattliche Schwägerin ihr in sorglicher Hausfrauenweise die besten Stücke auf den Teller legte, der Bruder in seiner drollig berben Art von diesem und jenem aus der Wirtschaft oder Umgebung berichtete oder plauderte.

Allerdings, das konnte sie nicht ableugnen, schon seit Wochen hatte er nie mehr das Wort an sie persönlich gerichtet.

Saßen sie bei Tisch, so sprach er für die Allgemeinheit, sie mit einbegriffen, und auch „James“, ihr Nefse, hatte einen Ton gegen sie angenommen, straff aber kühl, wie etwa ein Offizier gegen seinen Vorgesetzten, der aber eine undurchdringliche Scheidewand zwischen ihnen aufrichtete.

Sie wollte es nicht eingestehen, und doch fühlte sie diese eifige Ablehnung, die sich hinter höflicher Ehrerbietung barg, wie einen bohrenden, ewig nagenden Schmerz, für den es kein anderes Sanftigungsmittel gab, als der bitter verächtliche Gedanke: „Sie wollen ja doch nur dein Geld. Darum ließen sie dich herkommen, darum sind sie so.“

Und um dieser Bitternis willen zwang sie sich, gleichsam mit geschlossenen Wimpern an allen vorüber zu gehen, allem den Einlaß zu verwehren, das da so mächtig fordernd an ihr Herz pochte.

Sie sah sie nicht, die mächtigen, uralten Kastanien im lichten Frühlingsgrün, mit unzähligen, schneeligweißen Blütenkerzen besteckt, den Ausblick ins Tal, weithin, wo in der Ferne die Kuppen der letzten Waldberge in zartem Blau verbläuterten.

Sie sah auch nicht Trautes immer blässer werdende Wangen, den gespannten Zug in den Augen der Schwägerin, die so oft mit spürender Sorge auf dem jungen Mädchen ruhten, das sie gleich den eigenen Kindern an ihr Herz genommen hatte. Und wenn gar ein leises, verstecktes Hüfteln den zarten Körper erschütterte, dann ging es wie eine große, mühsam verhaltene Erbitterung über das, noch immer jugendlich frische Gesicht, und wenn sie in diesem Augenblick das Wort an Mechthildis richten mußte, dann klang ihre Stimme hart und spröde wie Metall.

„Wunderliche Leute hier.“

Die Dame in dem Lichtkreis des Fensters hatte den Band Goethe, in dem sie las, sinken lassen und blickte vor

sich in die Weite, während die Lippen sich mühten, das überlegene Lächeln festzuhalten, das ihr heute so sonderbar schwer wurde.

Da war gestern der Forstmeister — wie hieß er doch? Ach ja, Reichwange — angefahren gekommen mit seinem Töchterchen, dem irgend etwas fehlen sollte.

Und nun wollte er das kümmerliche Dingchen Frau von Massenbach zeigen, zu deren medizinischen Kenntnissen er unbedingtes Vertrauen zu haben schien, und diese sollte feststellen, ob man „eventuell“ einen Arzt konsultieren müßte oder nicht.

Als ob man nicht gleich am besten täte, irgend eine medizinische Autorität . . .

Und ohne weibliche Begleitschaft war er hier angelangt und dieser große Bär brachte wahrhaftig sein Kindchen selbst auf dem Arm getragen, und nachdem er ihm eigenhändig in behutsamer Sorgfalt Mäntelchen und Rappchen abgenommen, hatte ein endloses Hin und Her zwischen ihm und der Hausfrau begonnen, deren Endresultat der dramatische Ausspruch Frau Abdegundes gewesen, daß Leonie einfach „überfüllt“ sei . . .

Sie sollte knapper gehalten werden und im Winter — vielleicht ein bißchen Lebertran.

Eine Diagonose, die dieser schwerfällige Riese in fast lächerlich überschwenglicher Dankbarkeit entgegengenommen hatte.

Dann war er mit dem Bruder gegangen, irgend etwas in Hof und Garten zu besichtigen, und die Schwägerin war auch abgerufen worden, es war wieder irgend solch eine Krämerjache. Stachelbeeren — jawohl.

Mechthildis wurde rot bis an die zierlichen, wie aus Elfenbein gedrehten Ohren, daß eine Frein von Massenbach . . . Furchtbar!

In einem der tiefen Armessel des Wohnzimmer hatte inzwischen das Töchterchen des Forstmeisters gegessen und mit großen, verängstigten Augen die fremde Umgebung gemustert. — (Fortsetzung folgt.)

Unheimliche Gäste.

Von Hugo v. Köller.

Wenn man lange in Ländern lebte, wo nicht alles nach Recht und Ordnung zugeht und wo man häufig Überassungen erlebt, die Geistesgegenwart und Durchsichtigkeit erfordern, gewöhnt man sich an, stets für alle Fälle vorbereitet und gerüstet zu sein.

Ich hatte in Bulgarien und in der Türkei während eines Vierteljahrhunderts eine Menge von Erfahrungen gesammelt, die es mir als absolut notwendig erscheinen ließen, daß ein Mann, der nicht gesonnen ist, in irgendeiner Situation zu unterliegen, stets gut bewaffnet sein mußte. In jenen Zeiten galt ein Menschenleben nicht viel im Orient, und wenn in kritischen Momenten einer auf dem Platze bleiben mußte, so war ich grundsätzlich dafür, daß es immer — der andere war!

Ich war daher auch nie, weder Tag noch Nacht, ohne gute, sofort brauchbare Waffen. Ein geladener Revolver war morgens das erste, was ich einsteckte, und abends das letzte, was ich ablegte. Nachts lag die Pistole unter meinem Kopfkissen. Seit dem Jahre 1879, als ich nach dem Orient ging, bis zum Dezember 1910, als ich nach Deutschland zurückkehrte, habe ich mich nie — nicht einmal für Stunden — von meinem Revolver getrennt.

Ob ich im Grad und weißer Binde in dem Votschiterpalais in Konstantinopel dinierte und tanzte, oder ob ich im Balkan gegen Räuberbanden kämpfte — ob ich im trauten Heim den friedlichsten aller Familienväter martierte oder in den Steppen der bulgarischen Dobrudscha und in den Sümpfen bei St. Stefano am Marmara-Meer als Jäger umherstreifte — mein Revolver war immer und überall mein treuester Begleiter.

Und das war sehr klug und weise.

In meinem Bureau in Konstantinopel stand mein großer Schreibtisch vom Fenster ab ins Zimmer hinein, so daß ich mit dem Rücken an der einen Schmalseite des langgestreckten Raumes saß. An der gegenüberliegenden Wand stand in gemessener Entfernung ein Sofa, auf dem unbekannt Besucher Platz zu nehmen hatten. Mein Schreibtisch hatte rechts und links von dem Einschnitt, in dem ich saß, mehrere Fächer, die von vorn nicht sichtbar waren. Von diesen war das eine, zur rechten Hand, offen, und in ihm lagen stets zwei geladene Revolver.

Von 1 bis 3 Uhr war Mittagspause, während der meine Angestellten das Bureau verließen. Es waren dies die beiden Stunden am Tage, wo ich am ungestörtesten arbeiten konnte, weil ich dann allein war.

Einmal fügte es sich, daß ich meinen alten, treuen Diener Abdullah gerade um diese Zeit in einer eiligen Sache fortgehen mußte. Kaum war er gegangen, als es an der Korridortür läutete. Ich ging, um zu öffnen. Da sah ich vor mir einen Mann von wenig vertrauenswürdigem Aussehen. Er trat so schnell ein, daß ich erstaunt war. Da ich keine Furcht kannte, ließ ich ihn ein. Mein Erstaunen aber wuchs erheblich, als ihm zwei gleiche Strolche auf dem Fuße folgten.

Ich hatte sofort die Hand am Revolver in der Tasche meines Beinkleides — die Sache machte mir Spaß. Mit der harmlosesten Miene lud ich die „Herren“ ein, näher zu treten und nötigte sie auf das Sofa. Die Kerle waren über meine Liebenswürdigkeit derart verwundert, daß sie im Moment ein wenig aus der Rolle, d. h. aus ihrer Rolle fielen. Sie gehorchten, ohne mit der Wimper zu zucken und setzten sich. Ich ging äußerlich sehr ruhig hinter meinen Schreibtisch und nahm meinen Platz wieder ein. Ich hatte nicht erwartet, daß ich unbehelligt so weit kommen würde. Nun war ja alles in bester Ordnung. Ich hielt unter dem Tisch in jeder Hand eine schußfertige Browning-Pistole. Jetzt konnte es meinerwegen losgehen.

Zunächst betrachtete ich mir aufmerksam meine Gäste. Alle drei waren erstklassige Verbrechertypen; der eine zweifellos ein italienischer Lazzarone, der zweite ein Grieche, der dritte konnte alles Mögliche sein. Ich bemerkte, wie die Kerle leise miteinander tuschelten.

Da hob ich plötzlich beide Pistolen über den Tisch, hielt die Läufte auf meine Besucher gerichtet und sagte auf Türkisch in sehr verbindlichem Tone: „Meine Herren! Ich bitte Sie höflichst, Ihre Hände hochzuheben, und zwar senkrecht in die Höhe zu strecken! Aber etwas schnell, wenn ich bitten darf. So! Und wer von euch Kanakillen jetzt noch die geringste Bewegung macht, bekommt eine Kugel mitten auf die Stirn. Ich schieße nämlich unbeimlich sicher mit der Pistole!“

Sechs Hände ragten in die Luft — sie zitterten ein wenig. Ich aber stielte sehr ruhig auf die Stirn meiner Gäste. „Effendim“, begann der eine ängstlich zu sprechen. — „Maul halten!“ erwiderte ich. „Wer noch einen Ton redet, ohne gefragt zu sein, hat eine Kugel im Kopf.“

Die Sache konnte lange dauern, aber bevor nicht einer meiner Angestellten kam oder Abdullah zurückkehrte, konnte ich an der Situation nichts ändern. Zweifelloso waren diese drei „Ehrenmänner“ auch bewaffnet. Ich mußte also schnell schießen, sobald einer von ihnen eine Bewegung machte. Auf meine Pistolen konnte ich mich verlassen, ich schoß damals sehr sicher; auf diese Entfernung hätte ich das Ab aus einer Karte glatt herausgeschossen. Sie wären also alle drei erledigt gewesen, bevor nur einer von ihnen seine Waffe gezogen hätte. Daß ich drei böse Verbrecher vor mir hatte, davon war ich überzeugt; ich war aber doch neugierig zu erfahren, was sie wohl als Grund ihres Besuches bei mir angeben würden.

„Was wollt Ihr eigentlich von mir, Ihr Hundesöhne? Warum seid Ihr hierhergekommen?“ fragte ich, ohne meine Stellung zu ändern.

„Effendim“, begann sofort der undefinierbare Dritte in türkischer Sprache, „wir wollten nur mal fragen, ob — ob Sie — Arbeiter für die deutschen Kolonien in Afrika anwerben?“

Mir war eigentlich gar nicht zum Lachen zu Mut, nun aber plagte ich doch heraus. War es Freiheit oder war es nur eine von Todesangst diktierte Verlegenheit — mir kam die Geschichte wahnsinnig komisch vor.

Nach etwa zwanzig Minuten zitterten die noch immer steif nach oben gestreckten Hände der Gauner bereits recht bedenklich. Auch mir wurden allmählich die Arme lahm; aber ich mußte aushalten. Unter Umständen konnte die Sache in jedem Moment ja recht ernst werden.

Da endlich hörte ich die Korridortür aufschließen; Abdullah kam zurück. Ich rief ihn sofort herein. Als der brave Mensch ins Zimmer trat, und mich in dieser Lage sah, wurde er freideutlich, seine Augen funkelten unheimlich, und mit affenartiger Geschwindigkeit hatte er seinen Revolver gezogen und auf die Banditen angeschlagen. Hätte ich ihn nicht zurückgehalten, so wären die Kerle im nächsten Moment erledigt gewesen. Wenn Abdullah mich in Gefahr sah, kannte er keine Schonung.

„Was wollt Ihr Lumpen hier?“ brüllte er meine Gäste an. „Ich beruhigte ihn und gab ihm den Auftrag, schleunigst einige Polizisten zu holen, die gleich das nötige Schließzeug mitbringen sollten.“

Zum erstenmal gehörte Abdullah mir nicht aufs Wort. „Entschuldigen Sie, Effendim“, sagte er, „einen Moment nur.“ Damit stürzte er sich auf den ersten Banditen und

untersuchte ihn auf Waffen mit einer Gründlichkeit, die jedem Polizeikommissar Ehre gemacht hätte. Er förderte einen ganz respektablen Dold auf. Beim zweiten und dritten fand er noch ein Stilett und einen Revolver. Ich verschloß die Waffen, und dann ging Abdullah.

Nach kurzer Zeit kam er mit einer Anzahl von Polizisten unter Führung eines Kommissars zurück. Sie blieben draußen stehen und baten erst um meine ausdrückliche Erlaubnis, eintreten zu dürfen, da die türkische Polizei bei einem Ausländer nur unter Assistenz eines Konsulatsbeamten eindringen durfte.

Als der Kommissar meine Gäste sah, stieß er einen Jubelruf aus: „Haben wir euch Hunde endlich!“ Er kannte die Namen aller drei und erzählte mir, daß diese Kerle Schwerverbrecher seien, die schon lange gesucht wurden. Und während die Polizisten die Banditen in Eisen legten, flüsternte mir der Kommissar zu: „Die haben heute die Sonne zum letztenmal gesehen.“

Der Aether.

Die Erzählung wurde dem neuesten Buche von Fritz Müller-Partenkirchen: „Raum genügend“, entnommen, das eine große Anzahl köstlicher Schulgeschichten, teils ernsten, teils heiteren Inhalts, in sich vereinigt und soeben im Verlag L. Staackmann in Leipzig erschienen ist.

Als wir in der Physik zum Aether kamen, ergab es sich, daß keiner ihn verstand. Die Aethertheorie nämlich, die man erfinden mußte, um die Natur des Lichtes zu erklären. Der Professor mühte sich und mühte sich und sagte endlich sehr gereizt — es war in Bayern —: „Also, der Aether ist einfach der Träger des Lichtes, verstanden? Seid's jetzt ihr so vernagelt oder bin's ich?“

Dann rief er den Wieselhuber auf und sagte: „Wieselhuber, weißt du, was ein Hund ist?“

„Jawohl, Herr Professor“, sagte der Wieselhuber.

„Und weißt du auch, was ein Strid ist?“

„Jawohl, Herr Professor.“

„Also, daß auf, Wieselhuber: Wenn der Strid am Schwanz von einem Hund an'bund'n ist, und am anderen End hast du den Strid in der Hand und stebst gehörig an — was tut der Hund?“

„Seul'n tut er, Herr Professor.“

„Brav, Wieselhuber, brav. Und warum heult er?“

„Weil's ihm weh tut, Herr Professor.“

„Und warum tut's ihm weh — sag du das, Hausmann.“

Der Hausmann war der erste in der Klasse. Er erhob sich und sagte: „Weil die Zerrbewegung des Wieselhuberschen Armes durch das Medium des Strides auf den Schwanz des Hundes übertragen wird.“

„Ausgezeichnet, Hausmann, ausgezeichnet. Also auf die Theorie des Lichtes übertragen: Was ist die Hand?“

„Die Emissionsquelle des Lichtstrahls, Herr Professor.“

„Gut — und der Schwanz des Hundes?“

„Die Rekhaut des menschlichen Auges.“

„Sehr gut — und der Strid, was ist der Strid?“

„Der Aether, Herr Professor, als Träger des Lichtes.“

Das vergaßen wir nie mehr. Und ich habe seither, all die vielen Jahre nach der Schule, keinen Hund mehr sehen können, der mit dem Schwanz medelte, ohne zwangsweise an die Aethertheorie denken zu müssen.

Und ich bin schmerzlich berührt gewesen, als ich dieser Tage in den „Annalen der Physik“ lesen mußte, es gäbe überhaupt keinen Aether. Der habe seine Rolle seit der Einsteinschen Theorie ausgespielt.

Ich habe das meinem alten Schulkameraden Wieselhuber erzählt. Der war starr.

„So“, hat er gesagt, „so? Und wie soll's denn dann der Hund spüren, wenn kein Strid dazwischen ist?“

Silbenrätzel.

Aus den 70 Silben: bah — bar — baz — be — ban — borg — burg — ca — ca — cha — chi — des — di — din — eis — eis — eu — feu — ga — ge — gen — au — ham — horst — i — im — in — kan — ke — kum — lau — le — len — lo — man — mel — mor — na — ne — ne — nic — o — va — veau — pel — vi — ra — ra — ras — ri — ro — ruh — sar — schom — stra — ta — ta — te — tel — tbel — thu — ti — tri — tri — uer — ub — um — weis — sa sind 25 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, diese von unten nach oben gelesen, einen Spruch ergeben: 1. Winterortplatz. 2. Blume. 3. Mineral. 4. Teil Londons. 5. Ober von Berd. 6. Dichtung. 7. Krankheitsreger. 8. Weiblicher Vorname. 9. Afrikaforscher. 10. Gefunkener Riesendampfer. 11. Gartenhäuschen. 12. Pflanze. 13. Fluß

in Bayern. 14. Sut. 15. Bad in Thüringen. 16. Griechischer Dichter. 17. Handwerkszeug. 18. Persischer Weiser. 19. Wein-
stadt am Rhein. 20. Feuerwerkskörper. 21. Hamburger Vor-
ort. 22. Rikör. 23. Amerikanischer Schachmeister. 24. Beutel-
tier. 25. Kleiderstoff.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 69:
Magerecht: 1. Birne. 4. Thoma. 7. Mode. 9. Mus. 11.
Jda. 18. Stein. 17. Pudel. 19. Mähe. 20. Rache. 21. Schrei.
28. Orkan. 26. Ate. 29. Out. 30. Haus. 31. Messe. 32. Tanne.
— Senkrecht: 2. Ilse. 3. Ems. 4. Tee. 5. Maid. 6. Ems.
8. Kal. 10. Utrecht. 12. Dessau. 14. Imme. 15. Schach. 16.
Mähe. 18. Ufer. 19. Nr. 21. Sau. 22. Rebe. 24. Korn. 25. Nil.
27. Ehe. 28. Aft.

Welt u. Wissen

Ein Planetarium vor 150 Jahren. Die Errichtung von Planetarien, die von der Firma Zeiss in so muster-
gültiger Weise durchgeführt wird, nimmt bei uns immer
mehr zu, und viele größere Städte besitzen bereits eine solche
kostbare Sehenswürdigkeit. Auch in London denkt man
daran, ein Planetarium zu errichten, und aus diesem An-
laß erinnert John van der Beer in einem Brief an die
„Times“ daran, daß eine einfache, aber anschauliche Nach-
bildung des Weltalls in ähnlicher Art, wie sie heute üblich
ist, bereits vor 150 Jahren von einem Holländer geschaffen
wurde. Es ist dies das Planetarium der kleinen Stadt Fran-
ker, der ehemaligen Universität von Holländisch-Fries-
land. Das Planetarium, das seit 150 Jahren im Gang ist
und den Besuchern des Städtchens zugänglich ist, fiel heu-
tutage einer unverdienten Vergessenheit anheim, war aber
früher als ein Wunderwerk berühmt. Es wurde von einem
geschickten Friesen, namens Eise Eisinga, geschaffen, der im
Jahre 1828 mit 84 Jahren starb. Eisinga war ein Woll-
händler, beschäftigte sich aber in seinen Ruhestunden eifrig
mit der Sternkunde und errichtete in dem Bestreben, das
Planetenystem zu veranschaulichen, in seinem kleinen Hause
zu Franeker ein vollständiges Planetarium, an dem er vier
Jahre lang arbeitete. Seit 1788 ist diese hauptsächlich durch
hölsnerne Räder in Bewegung gesetzte Einrichtung immer in
Gang gewesen mit Ausnahme weniger Jahre, in denen
Eisinga von Hause fern weilte. 1825 wurde das Plane-
tarium zusammen mit dem Haus durch einen königlichen
Erlaß für die Summe von 10 000 holländischen Gulden, etwa
18 000 Mark, angekauft und blieb unter der Obhut des
Schöppers bis zu dessen Tode. Dann schenkte König
Wilhelm III. das Planetarium dem Magistrat von Fran-
ker, der noch heute für die Erhaltung sorgt und es der
Besichtigung zugänglich macht.

Seltene Hüte aus aller Welt. „Vor kurzem speiste ich
mit einem chinesischen General zusammen, dessen Hut aus
Zobelpelz bestand und mit Diamanten, Rubinen, Saphiren
sowie einer Franse von Gold besetzt war.“ So beginnt der
englische Oberstleutnant Esherston, einer der weitestgereisten
Männer seiner Zeit, eine Plauderei, in der er von allerlei
seltsamen Hüten erzählt. Der Hut war ein Vermögen wert
und hätte wohl eine besondere Sorgfalt der Aufbewahrung
gerechtfertigt. Aber als der General sich zu Tisch setzte,
warf er seine prachtvolle Mütze einem Soldaten zu, und da
dieser in der einen Hand sein Gewehr und in der andern
sein Schwert trug, so setzte er sich ganz einfach den Kopfbüsch
seines Herrn auf und behielt ihn auf seinem Haupt, von
dem ihn der General am Ende der Mahlzeit herunternahm.
Im nordöstlichen Sibirien wohnen die Giliaks, ein Stamm,
dessen Gebiet wohl das kälteste der Erde ist. Im Winter
bedecken sie ihre Köpfe mit Zobelkellen und schönen Weiß-
fuchspelzen, aber im Sommer tragen sie Hüte aus Lachs-
haut, die bei der großen Hitze ihre einzige Kleidung sind.
Die Häute werden mit Steinhämmern geschlagen, bis die
Schuppen entfernt sind und dann mit Fuchsdärmen zu-
sammengenäht. In Formosa, wo die Kopfgad noch bis vor
kurzem ein beliebter Zeitvertreib war, bestehen die vor-
nehmsten Hüte aus hantelenem Tuch, das mit Strähnen von
menschlichem Haar geschmückt ist. Jede Strähne stellt einen
erschlagenen Feind dar. In Neu-Guinea tragen die
Männer Kopfbedeckungen, die wie riesige Servietten mit
einer Unmenge von Trosseln aussehen. Diese Tücher sind
mit den Federn herrlicher Paradiesvögel geziert und werden
durch kostbar geschnittene Bambuskämme festgehalten, die jeden
Morgen mit großer Sorgfalt angebracht werden. Die Größe
des Kammes wechselt mit der Stellung des Trägers; bei
einem Häuptling muß er wenigstens zwei Fuß lang sein.
Die seltsamsten und wohl auch die größten Hüte, die man
irgendwo sehen kann, werden von den Tänzern auf Sumatra

angelegt. Ein solcher Hut stellt bei einer Höhe von fünf
Fuß eine Masse von erlesenen Federn dar, die mit großem
Geschmack zusammengestellt und über einem leichten Gestell
von Bambus getragen werden. Es ist ein weiter Weg von
der tropischen Hitze Sumatras bis zu den schneebedeckten
Höhen des „Daches der Welt“, auf dem wohl an den nörd-
lichen Grenzen Indiens Menschen in der größten Höhe
wohnen. Aber die Turbane der Arabien-Frauen erinnern
in ihrem mächtigen Aufbau an die Hüte der Tänzer von
Sumatra, und auch hier hängt Höhe und Breite des Hutes
von der gesellschaftlichen Stellung der Frauen ab. Ein
solcher Riesenturban, den ich in der Hand hielt, wog zwölf
Pfund; aber er war der Trägerin gewiß nicht zu schwer,
denn sie bewies damit, daß sie die Tochter eines angesehenen
Mannes war. Die Eingeborenen von Nord-Birma lieben
sehr breite Hüte; das sind Kopfbedeckungen, die aus Laub,
Rinde und Bambus gewoben werden und mindestens vier
Fuß breit sind. In dem Gedränge einer Großstadt würde
ein solcher Hut unbequem sein, aber in Birma kann man
ihn zugleich als Korb verwenden und sogar als Wiege für
das Baby. Orientalische Fürsten tragen manchmal Hüte,
die an kostbarem Schmuck den des chinesischen Generals weit
überbieten. Da funkelt alles von Gold und kostbaren
Steinen; sie wetteifern mit dem Hut, den früher der Schah
von Persien bei festlichen Gelegenheiten trug und der als
„Meer des Lichtes“ bekannt war. Diese funkelnde, strahlende
Masse von Diamanten, Rubinen und Perlen veranlaßte
einen der größten Juweliere Europas, der den „König der
Könige“ in diesem Schmuck sah, zu der Bemerkung, er würde
ihn, wie er steht, für 80 Millionen Mark kaufen und dabei
noch ein gutes Geschäft machen.

Temperaturgrenzen des Lebens. Manche Lebewesen
können erstaunlich niedere und hohe Temperaturen ertragen.
So gibt es nach einer Zusammenstellung in der „Leipziger
Illustrierten Zeitung“ Urtiere, die nur aus einer einzigen
Zelle bestehen und im Polareis erstarren, ohne ihre Lebens-
fähigkeit einzubüßen; dabei fällt sich das Polareis auf
40 Grad unter Null ab. Die tiefste Temperatur, die bei
einem lebenden Menschen gemessen wurde, beträgt 23 Grad
Celsius. Bakterien konnten in flüssiger Luft (192 Grad
Kälte), flüssigem Wasserstoff (253 Grad Kälte) und flüssigem
Helium (269 Grad Kälte) noch am Leben bleiben. Die
Sporen von Schimmelpilzen und Kieselalgen vertragen eine
Abkühlung auf 200 Grad Kälte. Hunde und Kaninchen
sterben, wenn ihre Körpertemperatur auf 19 Grad sinkt. Die
Sporen des Heubazillus leben bei einer Erhitzung auf
130 Grad Celsius noch eine Stunde; auch Sonnenblumen-
samen vertragen längere Zeit eine solche Hitze. In tropischen
Gegenden entwickelt sich Samen bei einer Bodentemperatur
bis zu 85 Grad. Die warmblütigen Tiere sind an enge
Temperaturgrenzen gebunden. So schwankt die Körper-
wärme der Säugetiere zwischen 34 und 41 Grad, die der
Vögel zwischen 40 und 44 Grad. Die Schneule behält ihre
Körpertemperatur von über 40 Grad in einer Kälte bis 40 Grad,
und Kaiserpinguine wurden bei einer Kälte bis zu 61 Grad
fröhlich angetroffen.

Hygiene und Heilkunde

Gegen die See- und Luftkrankheit. Der Seerkrankheit
auf dem Schiff hat sich unter denselben Erscheinungen im
Flugzeug die Luftkrankheit zugesellt. Beide entstehen durch
Störungen des Gleichgewichtssystems. Was ist dagegen zu
tun? Neuerdings hat der Königsberger Professor Dr. O.
Bruns Experimente dazu am Baranowschen Drehtisch gemacht
und seine Erfahrungen in Form folgender Betordnungen zu-
sammengestellt: Etwa 1½ Stunden vor Beginn der Luft-
oder Seefahrt nehme man eine Mahlzeit ein, halte sich aber
den Magen mit schwer verdaulichen fetten Speisen zu be-
laden. Man Sorge dafür, daß während der Fahrt der Magen
nirgendwo leer werde. Ist das Schiff auf hoher See, so stelle
man sich mittelstaltlich einen bequemen Liegestuhl in der Quer-
achse des Schiffes möglichst in freier Luft auf und lege sich
warm zu. Stille man sich nicht gänzlich kalfest, so bleibe
man den Maschinen-, Kichen- und Speisekammern fern und
vermilde überhaupt geschlossene Räume und das Verfolgen
der Horizontlinie mit den Augen. Eine ablenkende und
körperliche Betätigung, wie Turnen, Fechten und Schwimmen
ist empfehlenswert. Als Medikamente kommen in erster
Linie sog. Sedativa (s. B. Veronal bzw. Baranovsk) in Be-
tracht. Man nehme die erste Dosis der Beruhigungsmittel
am besten ½ Stunde ehe die Luftfahrt beginnt oder das
Schiff auf hohe See kommt, die zweite Dosis etwa nach
5 Stunden. Am nächsten Morgen nehme man nach dem Er-
wachen abermals ein Pulver. Gut bewährt hat sich das An-
legen eines festen Leibgutes bzw. einer Tricotseibinde.